

So erinnern und verschwinden wir

„Adorno wohnt hier nicht mehr“: Die melancholischen Geschichten von Jochen Schimmang sind zärtlich und gewitzt erzählt.

Wer auf ein längeres Leben zurückblickt, wird zunehmend darüber staunen müssen, was er alles nicht mehr ist. Obwohl das, was er einmal war, fraglos zu seiner Identität gehört. Aber inwieweit stimmt das? Wir können nicht mehr als Kinder sterben. Intime Zugänge zum Vergangenen sind definitiv versperrt. Dabei wird die Frage, wer wir denn waren, als Kind, als junger Mensch, uns trotzdem beschäftigen. Und diese Gedanken sind vielleicht stärker als die Suche nach der kommenden Zeit. Und doch lässt sich die monotone Autorität des Raben „Nevermore“ unterlaufen.

Rückblicke sind Geschwister der Melancholie. In „Adorno wohnt hier nicht mehr“ zeigt sich Jochen Schimmang als zarter Kenner dieser Suchbewegungen und Seelenlagen, und weil er darum weiß, kann er zudem auch witzig sein. So trägt das Buch der Erinnerungen und Imaginationen ein doppeltes Motto: „Mia san mia. – Bayrische Vereinsweisheit“ und „Identität ist die Urform von Ideologie. – Adorno, Negative Dialektik“.

In sieben autobiographisch geerdeten Erzählungen öffnet der erfahrene Autor Szenarien zwischen (vielleicht?) Mannheim – schachbrettartig angelegt, in gewisser Weise „die vollkommenste Stadt“, weil „nicht klein und nicht riesengroß. Man verband mit ihr nicht irgendeine Bedeutung, das war das Freundliche an ihr – und dem ebenfalls durch ein Schachbrett-Straßenmuster strukturierten Dorf Winchelsea im Südosten Englands, dazwischen Köln, Frankfurt, Berlin und die Norddeutsche Tiefebene, wo überall Menschen verschwinden oder dem Verschwundenen nachspüren oder am liebsten beides.

„Das Schönste an der Welt wird für mich mehr und mehr, dass man noch immer in ihr verschwinden kann, auch wenn es von Jahr zu Jahr schwieriger wird. Das ist meine Art der Weltfrömmigkeit. Von allen Seinsweisen der Welt ist diejenige als Versteck für mich die Faszinierendste.“ So spricht der Philosophieprofessor der Eingangserzählung „Gutermuth und Rothermund“, er sammelt Geschichten von Verschollenen. In der „vollkommensten“, weil unauffälligsten (also eigentlich abwesenden) Stadt wird er auf den Maler Rothermund treffen, der sich als Fälscher eines Künstlers entpuppt, den es nicht gegeben hat. Indem Rothermund Gemälde schafft, die dem Heimatkünstler Gutermuth zugeschrieben werden, erhält die blasse Stadt einen Helden, eine Berühmtheit, die ihr Image erhöht.

In der korrespondierenden Geschichte gegen Ende des Bandes wird Valerie Voss, von Beruf „Abwesenheitspflegerin“ – sie kümmert sich um die Hinterlassenschaften von Verschollenen –, nach dem mittlerweile verschwundenen Fälscher Rothermund suchen. Sie entdeckt ihn in Rye (der Stadt bei ihrem Urlaubsdorf Winchelsea). Er sitzt malend am Kai. Und sie erfährt, dass er hier unter der Identität des Malers lebt, den er erfand. In der englischen Provinz war ihm ein Neuanfang als der deutsche Maler Robert Gutermuth gelungen. Er konnte in seiner Fiktion untertauchen. Eine Galerie und ein gewisser Erfolg seiner Landschaftsbilder



Was macht eine Abwesenheitspflegerin? Vielleicht wissen es die beiden Passanten in Rye (Sussex), das in Jochen Schimmangs Erzählungen zum Fluchtpunkt wird.

Foto Imago

ermöglichen ihm eine kleine Existenz. Gutes Dasein ist, sich entziehen zu können. Und so verwundert nicht, dass am Ende der Geschichte auch die Abwesenheitspflegerin Valerie Voss zuletzt im „Robert-Gutermuth-Museum“ in der vollkommensten Stadt gesehen wurde „und seitdem unauffindbar“ ist.

Schimmangs Erzählungen sind wirklichkeitshaltig, oft zeitlich eingrenzt. Im Hintergrund kann der Brexit gewittert oder das Attentat auf die französische Satirezeitschrift Charlie Hebdo vom 7. Januar 2015. Doch glimmt immer wieder der poetische Funke des elegant Surrealen auf. In „Gott um halb sieben“ begleitet der Leser die Büroangestellte Simone an einem trüben Dezemberabend („warme Wattleluft“) durch die Kölner Vorweihnachtshektik. Clemens, mit dem sie sechs unvergleichliche Liebeswochen verbracht hat, ist spurlos und ohne eine Erklärung verschwunden. Fast beiläufig kauft sie sich eine neue Jacke, „ganz weich fallende warme Wolle, anthrazit, schön abgesetzter schwarzer Kragen aus Baumwollsaat, große Seitentaschen, in denen die Hände bequem ver-

schwinden können“. Und behält sie gleich an (nicht nur die Hände können in dem weichen, warmen Stoff verschwinden); sie betritt eine Kirche, in die sie – nicht gläubig, nur augenblicklichen Schutz suchend – manchmal geht. Und wird gleich umfungen von der kerzenflackernden Ruhe des sakralen Raums.

Gott ist ihr verlorengegangen, das letzte Mal hat sie als Teenager gebeichtet. Doch nun erkennt sie ihn in einem alten Mann im Fischgrätmantel. Er stellt sich, wie sie, vor den heiligen Antonius, den Schutzpatron derer, die etwas verloren haben, und zündet eine Kerze an. Simone nimmt ihre Plastiktasche wieder auf und nickt ihm zu. „Gott nickt leicht erstaunt zurück, und lächelnd verlässt sie sein Haus und reibt den Kragen der neuen Jacke einen Augenblick an ihrer linken Wange.“ Ein Mantel ist kein Ersatz für den Geliebten, ein Mann in Fischgrätmantel kein Messias. Und doch. Es liegt eine tröstende Alltagsfrömmigkeit in diesen zärtlich erzählten Geschichten.

Die titelgebende und längste Erzählung „Adorno wohnt hier nicht mehr“ führt in die Anfänge von Jochen Schim-

mangs Schriftstellerlaufbahn, im Zeichen der K-Gruppen, der Adorno-Verehrung, der Frankfurter Suhrkamp-Verlags, der Frankfurter Verlagsanstalt. An der Seite seines im Literaturmarkt verschwundenen Freundes Wolfgang Utschickel (1997 erschien dessen Roman „Die Veränderung der Sehnsucht“ bei Suhrkamp, danach arbeitete er als Wachmann und im Theater als Logenschließer) beginnt er eine Frankfurter Spurensuche; und beide erinnern sich an die Zukunft.

Das erfundene Interview „Herr Rutschky oder Der Optimismus“ führt in die kurze Euphorie des Münchner „TransAtlantik“-Magazins und die intellektuelle Gastfreundschaft des Ehepaars Katharina und Michael Rutschky, etwa wenn sie in der Früh „nacheinander in identischen blauen Morgenmänteln mit Waffelmuster aus ihren jeweiligen Zimmern kamen“. So viel Anfang war nie.

Vielleicht ist der Literaturbetrieb nur erträglich, wenn man sich die Lizenz nimmt, in ihm ein wenig verschwinden zu dürfen. Wie auch eine Geburtstagsfeier zum Siebzigsten sehr lustig sein kann im

Dachbodenversteck, wenn die Freunde („Hegel, Hegel und Hesel“), die „Damen und Herren vom Förderkreis“, die „Delegation des Ministeriums“, die „Gruppe der Hauptstadtkollegen“ und Barry Hulshoff, der in Amsterdam Figuratives Zeichen unterrichtet, und Louisa de Bruyne, „die dasselbe in Brüssel tut“, aus allen Himmelsrichtungen, im flachen Land von weither sichtbar, unaufhaltsam anrücken.

Dieses Buch ist voller Anspielungen und Schlüsselszenen einer untergegangenen geistigen und politischen Kultur. Seine Empathie liegt nicht bei den Siegern. Aber war es so nicht überhaupt?

ANGELIKA OVERATH



Jochen Schimmang: „Adorno wohnt hier nicht mehr“. Erzählungen. Edition Nautilus, Hamburg 2019. 206 S., geb., 20,- €.

Als Fremder in der amerikanischen Apokalypse

Die Vorstellung, dass eine Familie zugleich auch eine Heimat bietet, ist in James Woods Roman „Upstate“ nur noch eine stille Sehnsucht

Widerwillig und gebannt zugleich – James Wood versetzt seine Leser in einen ambivalenten Gefühlszustand. Widerwillig liest man „Upstate“ aufgrund seines Genres: Schon wieder ein Familienroman, schon wieder gescheiterte Ehen, traumatisierte Kinder und depressiver Mittelstand – man ist die literarische Variation des Immergleichen eigentlich leid.

Umso erstaunlicher daher, dass man sich dann doch Seite um Seite tiefer in die von Wood geschilderten Familienverhältnisse hinein- und hinunterziehen lässt. Was geht da vor sich, im Roman und im Leser?

„Upstate“ ist, anders als sein an Richard Ford gemahnender Titel erwarten lässt, allenfalls ein halber Amerikaroman. Das Buch erzählt die Geschichte von Alan Querry, einem englischen Bauunternehmer mittleren Alters, und seinen beiden erwachsenen Töchtern Helen, die als Plattenmanagerin in London wohnt, und Vanessa, die als Philosophin im Norden des Bundesstaates New York, eben „Upstate“, lebt. Cathy, die Ehefrau und Mutter, ist vor mehr als einem Jahrzehnt verstorben; die Trennung von Alan war zu diesem Zeitpunkt schon lange vollzogen. Vor allem Vanessa lässt die traurige Familiengeschichte nicht los, sie leidet immer wieder unter Depressionen, sodass sich Vater und Schwester irgend-

wann zu ihr auf den Weg nach Amerika machen. Von dieser Familienzusammenkunft berichtet der Roman, und zwar im Modus des psychologischen Realismus: Die Figuren sind darauf angelegt, in ihrem familiären Verhalten analysiert, gedeutet, verstanden zu werden.

Die Querrys sind eine räumlich zerstreute Familie. Während Vanessa auf einem anderen Kontinent lebt, ist Helen befalls ständig auf Reisen, und wenn der Vater seine Tochter in den Vereinigten Staaten besucht, fühlt er sich als Fremder in der „amerikanischen Apokalypse“. Die Vorstellung von der Familie als einem Zuhause im buchstäblichen und im übertragenen Sinne – sie lebt in „Upstate“ – ist die stille Sehnsucht fort. Dabei ist die räumliche Trennung das äußere Anzeichen der inneren Unabhängigkeit: Für niemandem in diesem Roman – noch nicht einmal für Alans greise Mutter, die in einer exklusiven Seniorenwohnanlage untergebracht ist – ist die Familie von existentieller Notwendigkeit. Der Einzelne ist in der Entfaltung seiner individuellen Anlagen und Interessen (Vanessa: schweres Denken, Helen: schwere Rockmusik) vollkommen frei.

In der Depression allerdings zeigt sich, dass die Freiheit an ihre Grenzen stößt. „Ihr ganzes Sein“, so heißt es über Vane-

ssa, „war erfüllt von einer schlichten, wimmernden, kindlichen Frage – die sie als unphilosophisch und zugleich als die philosophischste Frage erkannte, die man jemals stellen konnte: ‚Wo ist sie jetzt?‘“ In dieser Frage drückt sich mehr aus als die Trauer einer Tochter um die längst verstorbene Mutter, nämlich eine intellektuelle Kränkung: Der Tod ist ein Problem, dem Vanessa als „akademische Philosophin“ nichts entgegenzusetzen weiß, mehr noch, er entlarvt die Vorstellung, eigenständig über das Leben bestimmen zu können, als Phantasma.

Darüber hinaus wirken die Politik und die Wirtschaft als begrenzende Faktoren. Die erzählte Zeit des Romans ist 2007, aber durch einen Vermerk unter dem Schlusssatz („Boston, im Juni 2017“) wird der Zeithorizont um zehn Jahre erweitert. Die zu Ende gehende Präsidentschaft George W. Bushs wird in „Upstate“



James Wood: „Upstate“. Roman. Aus dem Englischen von Tanja Handels. Rowohlt Verlag, Hamburg 2019. 304 S., geb., 22,- €.

ebenfalls mitbedacht wie das Auftreten des liberalen Hoffnungsträgers Barack Obama und – zumindest in den Gedanken des Lesers – die Wahl Donald Trumps und der Brexit. Wie verhält sich die Idee eines autonomen Ich zu diesen politischen Umbrüchen und historischen Experimenten? Ähnlich prinzipiell fragt der Roman nach dem künftigen Stellenwert von Eigentum und der Kontinuität von Lebenswegen, und zwar anhand der Musikwirtschaft und des Web 2.0: Wenn Musik nicht mehr als materieller Tonträger besessen wird, sondern sich als Datenstrom verflüssigt, so bemerkt Helen mit Weitsicht – was geschieht dann mit der Plattenindustrie und also mit ihr selbst? Das flexible Subjekt ist zunächst einmal ein zweifelndes.

Demgegenüber richtet sich Alan geradezu nostalgisch auf an seinem ansehnlichen Wohnsitz in Nordengland („massive Mauern, hohe Fenster“), an den europäischen Lebensstandards (die „schmutzigen wirkenden Drogeriemärkte“ in den Vereinigten Staaten wären in Europa „ein Widerspruch in sich“) und am „britischen Beitrag zur modernen Welt“ (demgegenüber er den Satz „Take it easy!“ maliziös zu den „größten amerikanischen Errungenschaften“ zählt). Dass Alans Festhalten an der Alten Welt und ihren Werten tragisch anmutet, liegt aber nicht nur an

der schlechten wirtschaftlichen Situation, in der er sich mit seinem Immobiliengeschäft befindet. Er wirkt insgesamt wie ein melancholischer Kauz, vielleicht sogar wie ein Vorgänger der späteren Brexitteers.

Man könnte James Wood vorhalten, „Upstate“ sei erzählerisch makellos, glatt, vielleicht sogar bieder; wer nach einem bissigeren, schnelleren, ungleich witzigeren England-Amerika-Buch sucht, sollte zu David Sedaris' Erzählband „Calypso“ greifen (F.A.Z. vom 20. Dezember 2018). Doch auf Stil und Ton kommt es bei diesem Buch nur in zweiter Linie an, selbst wenn dies sein Autor, als prominenter Kritiker des „New Yorker“ und Verfasser eines internationalen Bestsellers über die „Kunst des Erzählens“, vermutlich zurückweisen würde. Ohne kulturkritische Wertung belichtet der Roman die schillernde Innenseite dessen, wofür es in der öffentlichen Debatte meist nur Schlagworte gibt – daraus ergibt sich der Reiz seiner Lektüre. Und aus der Tatsache, dass es am Ende mehr um die Haltung zu diesem Schillern gehen könnte als um „reine Trauer“ angesichts des Verlorenen oder das Streben nach „reinem Glück“: um die „Weisheit der Mischung“, die „stärkende Kraft des Scheckens“. Es ist eine an der Realität ernüchterte, aber deswegen umso tröstlichere Hoffnung. KAI SINA

Reitende Diener

Tanja Langers Lüneburg-Roman

Vor dreißig Jahren, zeitgleich zum Fall der Berliner Mauer, fiel auch endgültig die Mauer zwischen Unterhaltungsliteratur und sogenannter hoher oder erster Literatur. Bestsellerautoren wurden nun nicht mehr mit Neid oder Verachtung gestraft, sie avancierten zu Vorbildern, denen es nachzueifern galt: Nicht Kafka oder Beckett – Isabel Allende und J. K. Rowling waren angesagt.

Im deutschen Sprachraum gehört Tanja Langer zu den Schriftstellerinnen, denen es scheinbar mühelos gelingt, die Komplexität zu reduzieren, ohne in Trivialität abzugleiten oder die Kunst an den Kommerz zu verraten, im Gegenteil: Ihr Roman „Die kleine Großmutter & Mr. Thursday oder Die Erfindung der Erinnerung“ ist ein gutes Beispiel dafür. Die Leichtigkeit ihres der Alltagssprache angelehnten Stils ist charakteristisch für die Autorin, doch der lockere Ton täuscht, weil es um sehr ernste Themen geht: Um Flucht und Vertreibung, Krieg und Nachkrieg und die Suche nach einem neuen Zuhause, einem schützenden Dach auf den in Besatzungszonen geteilten Trümmern des Dritten Reiches. Und es geht um Muster der Erinnerung, welche die der Autorin nahestehende Erzählerin mit dem Perserteppich vergleicht, auf dem ihr Vater sie zeugte und nicht zeugte, denn in Wahrheit hat ein Nachbar, mit dem die Mutter ein Verhältnis hatte, sie dort gezeugt.

Doch nicht die Erzählerin steht im Mittelpunkt des Textes, sondern ihre Großmutter, die so klein ist, dass sie bei Tisch auf zwei Kissen sitzen und später, als Kinovorführerin, auf eine Trittleiter steigen muss, um die Filmrollen zu wechseln. Die Geschichte beginnt im oberschlesischen Beuthen, von wo diese Ida mit vergristem Bein und vier Kindern vor der Sowjetarmee flieht, und endet auf Zypern, wo sie hochbetagt verstirbt. Doch nicht Wiesbaden, wo sie im Zuge des Wirtschaftswunders zu Wohlstand gelangen wird, sondern Lüneburg ist der Schauplatz des Romans, der unter britischem Besatzungsregime in der frühen Nachkriegszeit spielt. Die alte Hansestadt mit ihren winkligen Gassen, Kopfsteinpflaster und Fachwerkhäusern ist, wie Thomas Manns Lübeck, geprägt von hanseatischer Wohlstandliebe, hinter der sich Standesdünkel verbergen und eine nazifreie Fremdenfeindlichkeit, die nach den Juden auch die Flüchtlinge aus dem Osten zu spüren bekommen.

Tanja Langer hat einen Lüneburg-Roman geschrieben, der nicht nur wegen poetisch klingender Straßennamen wie „Auf dem Meere“, „Straße der Reitenden Diener“, „Liebesgrund“ literarische Funken schlägt. Die Erzählerin hat Persisch studiert, und der fliegende Teppich ihrer Phantasie verknüpft den Vormarsch der britischen Rheinarmee, die Befreiung Bergen-Belzens und den Suizid Heinrich Himmlers, der beim Verhör in Lüneburg eine Zyanalkalipfel zerbeißt, mit dem Treffen von Churchill, Roosevelt und Stalin in Teheran, wo die Teilung Europas und der Kalte Krieg begannen.

Abgesehen von einer Unstimmigkeit – erst nach 1961 kaufte die Bonner Regierung DDR-Häftlinge frei, private Freikäufe, wie im Roman geschildert, gab es nie –, entwirft die Autorin das stimmige Panorama einer Epoche, wie sie nach der Wiedervereinigung kaum noch vorstellbar ist. Zwar gibt es auch heutzutage Armut und Wohnungsnot, doch die ist nicht zu vergleichen mit dem Elend im Hungerwinter 1946. Ida hat Glück: Sie wäscht und bügelt britischen Offizieren die Hemden und wird mit Zigaretten entlohnt, bis sie Mr. Thursday begegnet, einem höflichen Gentleman, der im beschlagnahmen Kino englische Filme zeigt. Nach kurzer Lehrzeit wird Ida Filmvorführerin, und Mr. Thursday macht ihr den Hof – verblich, weil sie ihrem bei Kriegsende verstorbenen Mann nachtrauert.

Trotz sprachlicher Schnitzer wie „noch und nöcher“ oder „wie eine Schneekönigin“ wird das Lesevergnügen selbst dann nicht getrübt, wenn die Autorin die Handlungen ihrer Lieblingsfilme nacherzählt, von „Der dritte Mann“ bis zu „Bitterer Reis“. Im Schlussteil des Buchs karikiert Tanja Langer ihre eigene Erzählweise, in der Abschwefelungen und Exkurse kein überflüssiges Beiwerk sind, sondern die Sache selbst: „Der Trick beim Kirschkuchen mit Streusel ist, dass du den Teig lange knetest, nur so wird er müßig und bleibt doch geschmeidig; genauso die Streusel; das gibt dem Kuchen die ansprechende Oberfläche, regelmäßig unregelmäßig eben, wie das gelungene Leben.“ HANS CHRISTOPH BUCH



Tanja Langer: „Meine kleine Großmutter & Mr. Thursday oder Die Erfindung der Erinnerung“. Roman. Mitteldeutscher Verlag, Halle 2019. 414 S., br., 18,- €.